

DE CILLIA, RUDOLF, KRUMM, HANS-JÜRGEN & WODAK, RUTH. (Hg.) (2003). Die Kosten der Mehrsprachigkeit: Globalisierung und sprachliche Vielfalt. The Cost of Multilingualism: Globalisation and Linguistic Diversity. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. ISBN 3-7001-3183-6. 196 Seiten, 40,30 €.

Der sowohl englisch- als auch deutschsprachige Beiträge versammelnde Band fasst die Diskussionen und Ergebnisse einer Tagung zusammen, die im Juni 2001 in Wien stattfand und an der WissenschaftlerInnen aus zwölf Ländern teilnahmen. Die an ein Fachpublikum gerichtete Anthologie gibt einen Einblick in den derzeitigen Stand der akademischen Debatte um die Durchführbarkeit des von der Europäischen Union geforderten Prinzips der Mehrsprachigkeit in der europäischen Gesellschaft und der Wissenschaft. Ein zentraler Fokus war dabei die Frage der Kosten, die durch die Mehrsprachigkeit in Europa entstehen, aber auch der geistigen und kulturellen Gewinne, die sich für den Einzelnen und Europa im Ganzen ergeben.

Dem ins Thema einführenden Vorwort der Herausgeber Rudolf de Cillia, Hans-Jürgen Krumm und Ruth Wodak folgt das von der Tagung verabschiedete „Manifest zur europäischen Sprachenpolitik: ‚Die Kosten der Einsprachigkeit‘“, in dem ein Konzept zu einer gesamteuropäischen Sprachenpolitik vorgelegt wird. Ton angehend ist die Aussage, dass die National- und Minderheitensprachen der einzelnen Länder die gleiche Existenzberechtigung wie die dominante lingua franca Englisch haben und mit ihrem Dasein für eine gemeinsame europäisch-kulturelle Identität notwendig sind. Insgesamt soll lebenslanges Fremdsprachenlernen in Europa propagiert und durch unterschiedliche Reformen im Bildungssystem unterstützt werden. Durch finanzielle Anreize sollen Regierungen Projekte, Institutionen, Publikationen und Sprachtrainingsprogramme fördern, die Mehrsprachigkeit in der Bildung und in weiteren gesellschaftlichen Bereichen aufwerten und nutzen. Die von den Verfassern geforderten Maßnahmen beinhalten oftmals Subventionen, deren genaue Finanzierung jedoch hier (und im gesamten Band) ungeklärt bleibt. Andererseits sind die Autoren des Manifests der Meinung, die Kosten dieser Förderungen würden meist überschätzt. So beschreibt der Titel des Manifests doch die Hauptaussage des Dokuments (und des gesamten Buches!) prägnant, dass nämlich die (ideellen) „Kosten der Einsprachigkeit“ in Europa weit höher sein werden als die (finanziellen) Kosten der Mehrsprachigkeit.

Dem Manifest folgen – nach einer humorvoll-nachdenklichen, anekdotisch-poetischen Begrüßungsrede des slowenisch-deutsch bilingualen Schriftstellers Jani Oswald – neun Teilnehmerreferate. In ihnen ist ein immer wiederkehrender Kritikpunkt an der EU das Dilemma der Verwirklichung der Mehrsprachigkeit schon in den EU-Institutionen. Deren Vertreter zögen bereits Englisch als Arbeitssprache in Betracht, was eine negative Vorbildwirkung habe. Auch der Beitrag *Respecting multilingualism in the enlargement of the E.U. – the organisational challenge* des Generaldirektors des Übersetzungsservice der Europäischen Kommission, Brian McClusky, kann diesen Kritikpunkt nicht entkräften. Seine Argumentation, dass Mehrsprachigkeit in der EU durch die in den EU-Organen angestellten DolmetscherInnen und ÜbersetzerInnen praktiziert werde, scheint mir existenziell motiviert. Der Beitrag lässt den Leser spekulieren, dass in naher Zukunft die EU-Mitarbeiter und die DolmetscherInnen und ÜbersetzerInnen vielleicht als Team zusammenarbeiten werden – die einen, indem sie ihre rezeptive Mehrsprachigkeit weit häufiger als bisher anwenden, die anderen, indem sie als Spezialisten im Einzelfall zur Seite stehen.

-2-

Von Erfahrungen aus seinem Heimatland ausgehend schlägt der Australier Michael Clyne vor, auf dem Weg zu einer multilingualen europäischen Gesellschaft zukünftig in der Bildung vor allem rezeptive Mehrsprachigkeit und den Erwerb von noch mehr Fremdsprachen zu fördern. Um Potentiale zu nutzen, sollten dabei verwandte Sprachen nebeneinander gelehrt werden. Trotz seiner Herkunft verlangt er Vorsicht im Umgang mit dem Englischen: häufig würden durch englischsprachige Diskursmuster britische und amerikanische kulturelle Werte übertragen, was mit einem Identitätsverlust des Einzelnen einher gehe. Der nationalen und europäischen Identität, wie sie sich in Sprache reflektiert, widmet sich auch Ruth Wodak in ihrem Beitrag *Auf der Suche nach europäischen Identitäten: homogene und/oder multiple sprachliche Identitäten?* Nach einer Analyse von EU-Politiker-Reden hinsichtlich von „EU-Identitäten“ kommt sie zu dem ernüchternden Schluss, dass die (Mehr-)Sprachenproblematik in der EU ignoriert werde, und fordert daher Sprachwissenschaftler zu mehr Öffentlichkeitsarbeit auf.

Ein fast politisches und drängend forderndes Plädoyer gegen die vorherrschende Stellung des Englischen in der Welt allgemein und in der Wissenschaft speziell, gibt Robert Phillipson in *English for the globe or only for globe-trotters?* und spricht damit für mehrere AutorInnen. Konrad Ehlichs zentrale These in *Neubabylonische Sprachwissenschaft: Eine Kritik des sprachwissenschaftlichen Unitarismus* ist, dass „Wissenschaft [...] in sich selbst ein Konzept des Wissens [ist], das von Reflexivität lebt“ (51). Er schlussfolgert nachvollziehbar, dass

durch eine dominante Wissenschaftssprache diese Möglichkeit der (interlingualen und individuellen) Reflexion verloren gehe, die nicht nur die Geisteswissenschaften, sondern auch die Naturwissenschaften benötigten. Weiterhin seien eine Verarmung der jeweiligen nationalen Alltagssprachen, Wissensvernichtung und letztendlich ein Verlust der Bedeutung europäischer Wissenschaft die Folgen einer solchen linguistischen Einseitigkeit. Ulrich Ammon schlägt einen ähnlich pessimistischen, fast verzweifelten Ton an, wenn er in *Von der Weltstellung zum Nischenplatz: Deutsch als Wissenschaftssprache* den fast ausschließlich selbst verschuldeten Abstieg dieser Sprache auf wissenschaftlichem Gebiet seit dem 19. Jahrhundert umreißt. Unter anderem sieht Ammon einen Ausweg darin, in so genannten „Nischenfächern“ wie Germanistik, deutsche Geschichte und klassische Philologie „regelmäßig neue, interessante wissenschaftliche Ergebnisse vor(zu)legen“ und diese ausschließlich auf Deutsch zu veröffentlichen, um so einen Lese- und Lernerreiz zu schaffen. Ob seine Forderung, diese Publikationen „auf Englisch gar nicht zugänglich“ zu machen, angebracht ist und ob sie von einzelnen Wissenschaftlern auch tatsächlich angenommen wird, wird die Zukunft zeigen (35f).

Neben der Diskussion der Mehrsprachigkeit in der Gesellschaft und Wissenschaft Europas werden von einzelnen TagungsteilnehmerInnen theoretische Modelle und Konzepte vorgestellt, die die noch bedeutende Defizite aufweisende und entwicklungsfähige Mehrsprachigkeitsforschung voran bringen sollen. Dabei sind besonders das Konzept der „diskursiven Interkultur“ von Jan D. ten Thije und das „Faktorenmodell“ von Britta Hufeisen zum Fremdsprachenerwerb hervor zu heben. In *Eine Pragmatik der Mehrsprachigkeit: zur Analyse ‚diskursiver Interkulturen‘* stellt ten Thije ein Konzept innerhalb der interkulturellen Kommunikation vor. Es beschreibt eine „gemeinsame sprachliche Handlungsbasis“, die in einer multikulturellen Gruppe „interkulturelle Kommunikation fördert und letztendlich ermöglicht“ (107). So identifiziert er die Funktionen des „Kultur-Experten“, des „Kultur-Vertreters“ und des „institutionellen Experten“ innerhalb einer solchen Kommunikationsgruppe. Er beschreibt auch, wie mit ethnisch-feindlichen Äußerungen innerhalb der Gespräche umgegangen wurde. Insofern ist ten Tijes Konzept für die weitere Erforschung interkultureller Kommunikation von Bedeutung. Hufeisen richtet in *Modelle der wissenschaftlichen Beschreibung von individueller Mehrsprachigkeit und Bedingungen ihrer Entstehung* den Fokus auf bisher im schulischen Unterricht weitgehend unberücksichtigt gebliebene Lernerfaktoren beim Erwerb einer zweiten und dritten Fremdsprache: individuelle Lernerfahrungen und die Kenntnisse von Lern- und Kommunikationsstrategien. Dementsprechend praxisbezogen fordert sie Veränderungen: Lehrwerke müssten sich auf multilinguale Lerner einstellen, systematisches Lernstrategientraining solle eine wichtigere Stellung im Fremdsprachenunterricht erhalten und curriculare Planung solle fächerübergreifenden fremdsprachlichen Unterricht in Betracht ziehen. Ihre Schlussfolgerung, dass das auch Kosten spare, scheint mir plausibel.

-3-

Weitere konkrete Vorschläge für eine Bildungspolitik, die Mehrsprachigkeit fördert, unterbreitet Hans-Jürgen Krumm in *Hat Sprachenvielfalt nach der Erweiterung der E.U. noch eine Chance?*. Er bejaht diese Frage mit Argumenten für die wirtschaftliche Relevanz von Fremdsprachen in Europa („Handel“ und „Tourismus“ sind hier Schlüsselwörter). Dafür müssten jedoch in den Schulen einige – durchaus durchführbare – Maßnahmen ergriffen werden. Hier seien fremdsprachlicher Frühbeginn, Einbeziehung von Fremdsprachenlernvorerfahrungen in die Curriculumplanung und eine Revision der Lernziele (Stichworte: „funktionsspezifische Teilkompetenzen“ und „interkultureller Sprecher“) unumgänglich.

Das letzte Drittel des Bandes nehmen kurze, prägnante Beiträge, so genannte „Impulsreferate“, aus drei verschiedenen Workshops ein. Sie sollen – gleich ihrer Funktion auf der Tagung – zu weiter führenden Diskussionen anregen. Im ersten und zugleich umfangreichsten Workshop kamen die „Anglisierung“ der Wissenschaftssprache, Perspektiven aus Ost- und Südosteuropa und die Rolle neuer Medien im wissenschaftlichen Diskurs zur Sprache. Einige Beiträge sind dabei hervor zu heben. Zum ersten Thema äußerte Bernhard Kettemann Vorschläge, wie Mehrsprachigkeit in der Wissenschaft „globalisiert“ werden könne; u. a. dadurch, dass auch in englischsprachigen Ländern mindestens zwei Fremdsprachen obligatorisch werden sollten. Seine Forderungen klingen etwas verwegen, jedoch scheint sein Hinweis, dies sei auch im Sinne der englischen MuttersprachlerInnen („separation of culture from language“, 154), plausibel. Die Beiträge zum zweiten Thema (Juliane Besters-Dilger: *Die Sprachen Mittel- und Osteuropas – Anglisierung oder Erhalt der Vielfalt?* und Anna Dimova: *Globalisierung und Wissenschaftssprache aus osteuropäischer Sicht*) beschreiben ökonomische und linguistische Barrieren, die speziell die neuen EU-Länder – mit ihrer langen Russisch-Tradition – in vom Englischen dominierten wissenschaftlichen Diskursen überwinden müssen. Zum dritten Thema stellt Igor Boguslavsky ein interessantes, möglicherweise zukunftsweisendes Konzept vor. Er berichtet von einer künstlichen Computersprache (*Universal Networking Language*), die aus einer Vielzahl von Sprachen generiert und die umgekehrt in ebenso viele Sprachen dekodiert werden könne, was einen Austausch unter Wissenschaftlern mit unterschiedlichen Sprachen enorm erleichtern könnte.

Im zweiten Workshop mit dem Thema *Bildungspolitik und Schulsprachen-/ Universitäts Sprachenpolitik* wird

mehr Aufmerksamkeit für slawische Sprachen in den Schulen und Universitäten, eine Lernzielneubestimmung (hin zur kommunikativen Kompetenz und rezeptiver Mehrsprachigkeit, weg vom Muttersprachlerniveau) und fächerübergreifender und Erst- und Fremdsprachen verknüpfender Unterricht gefordert. Viele Universitäten müssten des Weiteren dringend ihre Sprachenpolitik überdenken. Bemerkenswert ist der Beitrag von Barbara Seidlhofer zur Beschreibung des Englischen als lingua franca. Sie meint, dessen allgemeine Akzeptanz könne sogar einer (sprachlichen) Dominanz der Englisch-Muttersprachler in der EU entgegenwirken, indem Sprecher dieser Varietät des Englischen als in diesem Bereich kompetent und linguistisch handlungsfähig betrachtet werden.

-4-

Der dritte Workshop („Projektförderung und Forschung“) kommt zu dem Schluss, dass eine Doppelstrategie, die Englisch als notwendiges Übel und die Nationalsprachen als Hoffnungsschimmer betrachtet, im Moment die beste Antwort auf die englischsprachig dominierte Wissenschaft sei. Inwieweit ein von den Teilnehmern vorgeschlagenes europäisches Zentrum für Sprachenpolitik diesen Kampf um Mehrsprachigkeit in der Wissenschaft politisch unterstützen kann, sei dahin gestellt. Es bleibt jedoch die Hoffnung, dass die von Paul Portmann-Tselikas vertretene Logik, das Publizieren in Nationalsprachen mache deren Erwerb für englischsprachige Wissenschaftler attraktiver, kein Trugschluss ist (187).

Insgesamt bietet dieser Band eine weit gefächerte Sammlung an thematischen Ansatzpunkten für eine weiterführende Diskussion. Zwei Fragen bleiben jedoch offen: Wurde die Tagung von den so oft adressierten Stellen (sprich Bildungspolitikern, Sprachwissenschaftlern und Öffentlichkeit) erhört? Und werden diese die ‚Kosten‘ der Mehrsprachigkeit tatsächlich als ‚Investitionen‘ anstatt als ‚Ausgaben‘ ansehen? Die Frage nach der Finanzierung vieler dieser gut durchdachten Vorschläge für die Praxis und der subventionsbasierten Anreize für Unternehmen und Projekte konnte meiner Meinung nach letztendlich doch nicht zufrieden stellend beantwortet werden.

CONSTANZE GÖBEL
(University of Arizona, Tucson/USA)

Copyright © 2005 *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*

<p>DE CILLIA, RUDOLF, KRUMM, HANS-JÜRGEN & WODAK, RUTH. (Hg.) (2003). <i>Die Kosten der Mehrsprachigkeit: Globalisierung und sprachliche Vielfalt. The Cost of Multilingualism: Globalisation and Linguistic Diversity</i>. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. ISBN 3-7001-3183-6. 196 Seiten. Rezensiert von Constanze Göbel. <i>Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht</i> [Online], 10 (1), 4 pp. Abrufbar unter http://www.ualberta.ca/~german/ejournal/Decilia1.htm</p>

[Zurück zur [Leitseite](#)]